

# Im Kleinen bleibt das Licht

*Wie interreligiöser Dialog in unruhigen Zeiten Gemeinsinn, Würde und Hoffnung stärkt*

*Alfred Behn-Eschenburg / 17. Februar 2026*

ich hörte heute einen Beitrag über die Arbeitswelt von morgen. Die These war drastisch: In wenigen Jahren würden achtzig Prozent der Menschheit keine Arbeit mehr haben – wegen KI, Robotik, Automatisierung. Und wieder einmal stand diese Frage im Raum, die in den letzten Monaten so oft wie ein Schatten neben uns steht: In welcher Welt leben wir – und in welcher werden unsere Kinder leben?

Es ist nicht nur die Technologie. Es sind Machtverschiebungen, die Erosion von Vertrauen, das Gefühl, dass Demokratien müde werden. Es ist die ökologische Unruhe, die wie ein Grundton alles begleitet. Es ist das Schwinden der Völkerverständigung. Man kann darüber lesen, man kann sich hineinziehen lassen, man kann sich daran berauschen oder daran erschöpfen.

Und während all das durch meinen Kopf geht, sitze ich bei Kaffee in der warmen Stube, fern vom hektischen Leben der Grosstadt.

Hier auf dem Lande ist noch vieles heil. Am Sonntag geht man zur Messe, trifft Hinz und Kunz, die über Schultz lästern. Die Zeitung wird nach Hause geliefert, Kindergärtler gehen zu Fuss, Primarschüler radeln zur Schule, man grüsst sich im Dorfkern und schimpft über das Regenwetter. Die Lokalwahlen stehen bevor, man diskutiert den neuen Schulgemeindeleiter. Am Samstag spielt die Dorfmusik. Dann ist wieder Sonntag, und man denkt: Eigentlich sollte man in die Messe gehen – diesmal im Nachbarsdorf und sagt sich: «Ach, viel zu weit und viel zu fremd».

Ist das anachronistisch? Lebe ich in einem Restlicht, während draussen schon das neue Zeitalter tobt? Oder ist es vielleicht etwas anderes: eine stille Form von Resilienz?

Mir fällt auf, wie sehr unsere Zeit uns dazu verleitet, zwischen zwei Wirklichkeiten zu wählen, als wäre eine davon die Wahrheit und die andere die Illusion. Da die beruhigende Nähe des Alltags. Dort die globalen Szenarien, die nach Umbruch, Kontrollverlust und Katastrophe klingen. Vielleicht liegt die eigentliche Aufgabe aber nicht darin, sich zu entscheiden – sondern darin, beide Ebenen gleichzeitig halten zu können: die Welt der Nähe und die Welt der Systeme. Die Welt der Namen und die Welt der Zahlen. Und dabei nicht jene innere Klarheit zu verlieren, die heute so leicht vergiftet wird.

Denn Angst ist ein schneller Kanal. Sie springt über jeden Zaun. Und sie hat eine besondere Macht: Sie kann sich als „Wahrheit“ ausgeben, weil sie über die Zukunft spricht. Wer die Zukunft als Gewissheit verkauft – egal ob apokalyptisch oder euphorisch – beansprucht Deutungshoheit. Das ist nicht immer böse gemeint. Aber es kann uns abhängig machen: von Propheten, von Erklärern, von starken Stimmen, die uns sagen, was wir fühlen sollen.

Was dagegen hilft, ist nicht die große Gegen-Prophezeiung. Es ist etwas Kleineres, aber Dauerhafteres: Unterscheidungsfähigkeit. Die Fähigkeit, zu fragen: Was ist Beobachtung – was ist Spekulation? Was ist wahrscheinlich – was ist möglich? Welche Annahmen stecken dahinter? Und wer gewinnt, wenn ich jetzt in Panik gerate?

An genau dieser Stelle berührt das, was wir im interreligiösen Dialog suchen, den Nerv der Zeit. Denn interreligiöser Dialog ist nicht bloß ein freundlicher Austausch über Unterschiede. Er ist eine Praxis, die etwas sehr Konkretes trainiert: die Würde des Anderen nicht zu verlieren, selbst wenn die Welt laut wird. In Krisenzeiten wächst der Hunger nach einfachen Erklärungen. Aus Unsicherheit werden Schuldige. Aus Komplexität werden Feindbilder. Aus Angst wird Härte. Und wir wissen: Religionsgemeinschaften können Teil des Problems sein – wenn sie Abgrenzung sakralisieren und

Überlegenheit in Gewissheit gießen. Sie können aber auch Teil der Lösung sein – wenn sie Demut statt Hybris, Barmherzigkeit statt Verachtung, Verantwortung statt Zynismus kultivieren.

Vielleicht ist das, was ich vorhin „Unterscheidungsfähigkeit“ genannt habe, nicht nur eine Frage von Medienkompetenz oder Bildung, sondern auch eine ethische, vielleicht sogar spirituelle Übung. Begriffe waschen, bevor sie zu Waffen werden. Urteile prüfen, bevor sie zu Mauern werden. Zuhören, bevor wir „wissen“. Und genau hier öffnet sich ein Wort, das leicht groß klingt, aber im Alltag erstaunlich schlicht sein kann: Weltethos.

Vielleicht ist Weltethos nichts Abstraktes. Vielleicht ist es genau das, was im Kleinen schon gelebt wird: ein Grüßen im Dorfkern, ein Zuhören ohne Spott, ein Streit ohne Verachtung, ein Nein zur Härte, die sich „Notwendigkeit“ nennt. Weltethos wäre dann die gemeinsame Sprache der Anständigkeit – über Religionen hinweg.

Was könnten wir der Jungmannschaft mitgeben, ohne sie zu ängstigen und ohne sie zu belügen?

Vielleicht nicht die Sicherheit, dass alles gut wird. Das wäre eine billige Beruhigung. Aber wir können ihnen zeigen, wie man in Unsicherheit aufrecht bleibt: durch die Fähigkeit, Fragen zu stellen, die nicht sofort belohnt werden; durch die Fähigkeit, mit anderen zu streiten, ohne sie zu entmenschlichen; durch die Fähigkeit, Verantwortung zu übernehmen, wenn es unbequem wird. Und wir können ihnen etwas vorleben, das heute fast subversiv wirkt: Gemeinsinn. Das, was im Dorf manchmal altmodisch aussieht – Grüßen, Dasein, Mittragen, Ritual, Gemeinschaft – ist nicht romantische Kulisse. Es ist soziale Infrastruktur. Es ist die kleine, tägliche Arbeit am Frieden.

Interreligiöser Dialog ist, wenn man so will, genau das – nur bewusster: eine Werkstatt des Friedens im Kleinen, damit das Große nicht kippt.

Und vielleicht ist das auch ein versöhnlicher Gedanke am Ende dieser Zeilen: Wir müssen die Welt nicht schönreden, um Hoffnung zu haben. Hoffnung entsteht nicht aus Prognosen, sondern aus Praxis. Aus dem, was Menschen einander zumuten können, ohne einander zu verlieren. Aus dem, was wir im Kleinen üben, wenn im Großen vieles unübersichtlich wird.

Wenn wir uns im Dialog begegnen, dann nicht, weil wir glauben, damit alle Probleme zu lösen. Sondern weil wir wissen: Jede Zeit, die sich nach Feindbildern sehnt, braucht Menschen, die das Gespräch nicht abbrechen. Und manchmal beginnt Zukunftsfähigkeit nicht mit einer Technologie, sondern mit einem einfachen Satz, der noch möglich ist:

Ich sehe dich.

Ich höre dich.

Wir bleiben im Gespräch.

